

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 1

Artikel: Verlassen in der Tundra
Autor: Jochelson, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fremden gegenüber handeln können, davon erzählt die nachstehende Geschichte. Unsere Bilder lassen erkennen, daß die Samojeden keineswegs kulturlos sind. Ihre Kleider-Pelzmäntel, mit den Haaren nach innen getragen, sind wie bei den Grönländern durch eingeflochtene weiße Lederstreifen verziert. Sogar die Kinder tragen solche Staatskleider. Von der wirklich etwas kanibalischen Art, wie sie ein frisch geschlachtetes Renttier roh verzehren — das Brennmaterial ist in der baumlosen Tundra zu selten — zeugt das untenstehende Bild. Außer einer phänomenalen Gefräßigkeit — eine Samojedenfamilie fröst ein Renttier bei einer einzigen Mahlzeit schier mit Stumpf und Stiel auf — eignet ihnen eine nicht zu beschreibende Unreinlichkeit. Diese Eigenschaft haben sie übrigens mit allen nordasiatischen Völkern gemein und nicht zuletzt mit ihren russischen Herren.



Samojeden mit Renttier-Schlitten.

Verlassen in der Tundra.

Nach W. Jochelson.

In einem Schlitten, gezogen von einem Renttier, war Jochelson einen Tag lang über die Tundra gefahren. Gegen Abend riß ein Strich. Kutscher und Renttier sausten weiter. Der Reisende sah im Schnee — ganz solo und vergessen, denn der Kutscher fuhr wie gesagt zunächst weiter und merkte erst nach langer Zeit, daß er das Hauptstück des Transportes, nämlich den Reisenden, verloren hatte.

Der Kutscher kehrte um, Jochelson ward weiter spedit, kam glücklich in das Nachtquartier und lernte hier den Sohn des Jakuten Nikolaus Sleptzoff kennen, welcher von seinem Vater eine Geschichte erzählte, die so typisch für das Leben in der verschneiten Tundra ist, wie nur eine. Was damals der Sohn berichtete, erzählte der greise Dulder dann später dem Reisenden selbst. Und diese Erzählung des Mannes, der 17 Tage lang in der Tundra gehungert und gelitten hatte, soll hier folgen:

Dies trug sich zu im Jahre, in welchem der Gouverneur der Provinz Jakutsk den Bezirk Kolyma mit seinem Besuche beehrt hatte. (1883). Ich weilte damals bei den Tungusen. Noch neun Tage blieben bis zum Frühlingsfeste des heiligen Nikolaus (9.—21. Mai). Ich beabsichtigte, von den Tungusen nach Hause auf die Station Andalach zurückzufahren. Zu jener Zeit wohnte ich in Andalach. Mein

Gepäck bestand aus 900 Wyporotki (Felle von einem Monat alten und noch jüngeren Renttieren), ein paar hundert Polarfüchsen und anderen Pelzwaren, die ich bei den Tschuktschen und Tungusen auf Tee, Tabak und dergleichen umgetauscht hatte. Ich nahm bei den Tungusen zwei Führer mit. Mein eigenes Gespann bestand aus neun Hunden. Das Gepäck führten die Tungusen auf fünf mit Renttieren bespannten Rarten, so daß der ganze Zug aus acht Rarten (Schlitten), neun Hunden und neun Renttieren, von denen zwei Reserve waren und frei gingen, bestand. Die Tungusen spannen nämlich in der Tundra an die Gepächrarten je nur ein Renttier an. Wir fuhren auf diese Weise eine Nacht und zwei Tage lang und erreichten die Grenze der Wälder. Die Tungusen erklärten mir, daß sie jetzt umkehren wollten. Nicht weit von hier gegen Süden — sagten sie — läuft die große Straße, an welcher du in einer Tagereise die ersten jakutischen Bewohner treffen wirst. Geradeaus auf diesem Wege wirst du sie erreichen und wirst dort deine Leute (Angestellte) finden.

Wir nahmen zusammen das Mittagssmahl auf dem Schnee ein und tranken Tee. Die Tungusen luden meine Waren auf dem Schnee ab und kehrten zurück. Alle Warenballen sollten hier so lange liegen bleiben, bis ich meine Arbeiter nach denselben geschickt haben würde. So blieb ich denn allein. Gemäß der Weisung der Tungusen begab ich mich auf meinem Hundeschlitten gegen Süden. Es war kein Weg da. Ich reiste einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, konnte aber die große Straße nicht finden. An dem Ort, wo mich die Tungusen verlassen hatten, zog sich der Wald in der Form einer Landzunge in die Tundra hinein. Südlich und westlich breitete sich wieder die Tundra aus. Ich erkannte, daß ich mich verirrt hatte. Ich ließ die Hunde allein und ging zu Fuß den Weg zu suchen, wobei ich sehr zu schwitzen anfang. Der helle Widerschein der Schneegebirge blendete mein einziges Auge, Schweißtropfen gelangten hinein, und es wurde mir dunkel, so daß ich wie durch einen Nebel sah. Ich kehrte zu meinen Hunden zurück.

Es war vollkommen hell. Beim Sonnenaufgang jedoch (der dort in jenem Monat 1½ Stunde nach dem Sonnenuntergang erfolgt), entstand ein Schneesturm, der alles in Dunkel einhüllte. Raum konnte ich die Schweife des letzten Paares der an die Rarte angespannten Hunde sehen. Ich war gezwungen anzuhalten, um das Ende des Schneesturmes abzuwarten. So bin ich 24 Stunden lang liegen geblieben. Ich bedeckte die Rarte mit dem Tordoch*) und verbarg mich unter demselben. Vorher gab ich den Hunden zu fressen, nahm selbst auch eine Mahlzeit aus Renttierzungen und -fett, legte mich unter dem Tordoch nieder und schlief ein.

*) Tordoch nennt man einige zusammengeknähte geräucherte Renttierleber, womit man das Gerippe der Wohnungen und auch die Rarten mit ihrem Gepäck bedeckt.



Samojeden beim Schlachtfest.

Ich schlief aber unruhig, wachte oft auf, um unter der Dede hinauszukriechen. Es schneite fortwährend. Die Karte, die Hunde, der Lardo — alles wurde verweht. Endlich ließ der Sturm nach, und da gewahrte ich, daß ich gar nichts sah, daß ich blind geworden war*). Es fiel mir ein, daß wenn ich in diesem Zustande vorwärts fahre, ich nicht im Stande sein werde, meine Landsleute aufzufinden. Ich hatte Furcht, vorwärts zu reisen. Die Hunde standen gegen Süden gefehrt, ich wendete sie nach Norden. Ich überlegte nämlich, daß sie allein den Rückweg finden und zu den Tungusen oder Tschuktischen gelangen werden.

Ich begab mich also auf den Rückweg, wobei ich zumeist zu Fuß ging, denn der Schnee war tief und noch weich, die Hunde aber vollständig ermattet. Lange reißte ich auf diese Weise. Plötzlich hielten die Hunde an. Ich fing nun an, hin- und herzugehen, um die Ursache dieses Anhaltens herauszufinden und fühlte mit den Füßen unter den Schnee — denn ich sah gar nichts — die vorher zurückgelassenen Warenballen, heraus. Augenscheinlich war ich auf denselben Ort zurückgekehrt, wo mich die Tungusen verlassen hatten.

Ich packte hier alles aus meiner Karte aus, ließ darin nur einige Nahrungsmittel für mich und Futter, in Fischen bestehend, für die Hunde und ließ letztere wieder laufen, ohne sie zu lenken.

Wie lange ich auf diese Weise gefahren bin, kann ich nicht sagen. Plötzlich fingen die Hunde an, geradeaus zu rennen, hierauf nach links und blieben dann stehen, indem sie sich in einen Haufen zusammenballten und den Schnee mit ihren Füßen scharrten. Ich blieb in der Karte sitzen und wartete. Endlich vernahm ich gleichsam das Wellen eines Weißfisches in seinem unterirdischen Lager und schloß daraus, daß die Hunde ihn in eine Grube hineingejagt hatten. Sehen konnte ich natürlich nichts. Ich verließ die Karte und bemühte mich, die Zugriemen der Hunde zu entwirren. In diesem Augenblicke fingen sie alle auf einmal zu bellen an, entkamen mir aus den Händen, und einige Minuten hierauf hörte ich ihr Wellen schon weit ferthwärts. Sie flohen davon, die Karte mit sich fortziehend, und ich blieb allein mit dem Prikol** in der Hand. Dieses trug sich zu, wenn ich nicht irre, zur Tageszeit fünf Tage vor dem Frühlingsfeste des heil. Nikolaus (9.—21. Mai). Im Vorbeifliegen verfehlte mir die Karte einen Schlag auf das Knie, so daß ich auf den Schnee fiel und darin versank, weil er zu weich war und meine Last nicht tragen konnte.

Ich hatte eine Kutascha mit Kamleika*** an. Unter diesen Kleidern trug ich eine warme Jade, in deren Tasche sich Tabakreste befanden, mit denen ich Tschuktischen und Tungusen beschenkte. Selbst hatte ich bis zu jener Zeit noch nicht geraucht. Mich auf meinen Stab (Prikol) stützend, schritt ich vorwärts, bald in den Schnee sinkend, bald mich erhebend. In welcher Richtung ich ging, weiß ich nicht. Ich suchte meine Hunde, ich rief sie, schrie — vernahm aber keinen Laut.

Auf diese Weise strich ich mehrere Tage herum und hatte keine Ahnung von der Richtung. Ich unterschied den Tag von der Nacht, das Tageslicht blendete mir die Augen, und sie taten mir weh. Sobald ich müde war, legte ich mich auf den Schnee nieder und schlief vor Ermattung ein. Lange konnte ich jedoch nicht schlafen. Ich erhob mich und begann immer von neuem herumzuirren, den Prikol als

*) Reisenden in den Alpen sind die Fälle der Schneeblindheit wohl bekannt. Viel stärker noch treten sie zur Frühlingszeit in der Tundra auf, wenn die Sonne, die fast den Horizont nicht verläßt, mit ihrem glänzenden Licht die grenzenlose weiße Fläche beleuchtet, und der Widerschein der Strahlen die Augen des Reisenden bis zur Blindheit blendet.

**) Prikol heißt ein dicker Birkenstock, dessen unteres Ende mit einem spitzen zulaufenden Eisen beschlagen ist. Er dient sowohl um den Lauf der Karte zu hemmen, als auch die Hunde anzutreiben.

***) Kutascha ist ein hemdartiges Oberkleid aus Renntierfellen und Kamleika ein Ueberwurf vom denselben Schnitt aus geräuchertem, weichem Renntierleder, das vor Winden schützt.

Stab gebrauchend. In den ersten Tagen des Herumirrens fühlte ich starken Hunger, mein Mundvorrat war jedoch auf der Karte geblieben. Hierauf hatte ich Durst; ringsherum lag Schnee; ich entnahm meiner Tasche Tabakreste, legte sie in den Mund, taute dieselben und spuckte sie dann aus, um sofort mit dem Schnee den Durst zu stillen. Ohne zuvor den Tabak gekaut zu haben, verwandelte sich der Schnee in meinem Munde zu Eis und taute nicht auf. Erst am zweiten Tage nach dem heil. Nikolaus fing er aufzutauen an, von da an zerging er im Munde ohne Hilfe des Tabaks.

Zum Glück wehten in jener Zeit keine starken Winde, wie dies sonst gewöhnlich in der Tundra geschieht. Die Luft wurde wärmer, und die Sonne fing bei Tage stärker zu brennen an. Ich grub unter dem Schnee einen Weidenzweig aus, machte daraus einen Ring, worin ich einen Schneeball befestigte, band denselben an dem Riemen des Prikol fest und steckte letzteren in den Schnee. Darunter breitete ich meinen Schal aus und legte darauf mein Schnupftuch, welches das vom Ringe herabträufelnde Wasser auffing. So hatte ich zu trinken.

Nach Verlauf von weiteren zwei Tagen taute der Schnee noch stärker auf, das Wasser sammelte sich in den Vertiefungen, ich konnte meines Ringes entbehren. Ich hörte auch auf, den Tabak zu kauen, fing aber zu rauchen an.

Meine Kräfte nahmen ab. Am vierten oder fünften Tage nach dem heil. Nikolaus bemerkte ich, daß ich vollkommen kraftlos geworden war, ich war nicht mehr imstande, vorwärts zu gehen. Ich suchte einen Hügel, auf dem ein Haufen Steine lag und ließ mich auf letztere nieder. Augenscheinlich stand hier früher ein Zelt der Tschuktischen. Dieselben befestigten nämlich die unteren Ränder ihrer Zelte mit schweren Steinen. Ich dachte mir dabei, wenn ich auf einer Anhöhe sterben werde, so wird man mich leichter auffinden und beerdigen können — meine Gebeine werden nicht verloren gehen.

Wenngleich auch die Sonne schon einen Kreis auf dem Horizonte beschrieb, so konnte ich doch den Mittag von der Nacht unterscheiden. Zur Tageszeit hatte ich große Schmerzen beim Öffnen der Augen.

Unter dem Hügel lag ein kleiner See, auf dessen Eise sich Schneewasser ansammelte, das Eis war jedoch von den Ufern schon durch einen schmalen Streifen freien Wassers getrennt. Etwa zwanzigmal begab ich mich an einem Tage, mich auf den Prikol stützend, zum See hinunter und trank am Ufer knieend das Wasser. Der Durst quälte mich sehr. Auf dem Hügel schlief ich vor Schwäche oft ein. Meinen Schlaf war aber unruhig. Sobald ich einzuschlafen begann, schien es mir, als ob man mich rufe, meinen Namen nenne, als ob ich die Stimme meiner Frau und meiner Kinder höre — da sprang ich auf, fand aber niemanden.

Vier Tage lang blieb ich auf dem Haufen Steine liegen. Am fünften Tage fand mich ein Tunguse, der in dieser Gegend ein wildes Renntier verfolgte, durch reinen Zufall auf.

Leute, die man, wie ich später erfahren habe, nach mir ausgesandt hatte, konnten mich nicht finden.

Ich habe schon vorher bemerkt, daß meine Arbeiter mich in einer der Tundra am nächsten liegenden Jakutenwohnung erwarteten. Nach zwei Tagen vergeblichen Wartens begaben sie sich auf die Suche zu den Tungusen und erfuhren, daß ich dieselben schon längst verlassen hatte. Sie fuhren nun fort, mich zu suchen und fanden in der Gegend der oberen Strömung des Flusses Schondra meine Hunde mit der Karte. Zwei von ihnen waren schon tot, die übrigen lagen unbeweglich in einem Anäuel in ihre Zugriemen verwickelt. Nicht weit von den Hunden fanden sie auch meine Spuren. Es scheint, daß ich mich mehreremal während meines Herumirrens ihnen genähert hatte, doch kein einziges Mal bis zu ihnen gelangt war. (Schluß folgt.)